

Dichter auf Schweizer Inseln

Autor(en): **Thürer, Georg**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rorschacher Neujahrsblatt**

Band (Jahr): **63 (1973)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Prof. Dr. Georg Thüerer

Im Gelände draußen und in der Landschaft der Seele drinnen gehört die Insel zu den Urbildern. Jeder von uns kennt den Zauber, der uns erfaßt, wenn bei einer Meerfahrt eine Insel vor unserm Auge emporsteigt: Festes Land inmitten lebendiger Flut. Es mögen Robinson-Vorstellungen nachwirken, wenn uns eine Insel zum Inbegriff der Einsamkeit wird. Nun gibt es allerdings zweierlei Einsamkeiten, die schmerzende des Gefängnisses und die erfreuende der Zuflucht. Sind Inseln nun leidbetonte Verliese oder lustbetonte Paradiese? Die Antwort läßt sich nicht rundweg gültig erteilen. Nicht selten betrachteten Machthaber Inseln und Wasserburgen als besonders sichere Stätten, um gefangene Gegner zu verwahren. Davon berichtete die Legende, wonach der verleumdete St.Galler Abt Otmar († 759) auf der Insel Werd beim Ausfluß des Rheins aus dem Untersee die letzte Zeit seines Lebens als Verbannter fristete, die Sage vom Schlosse auf der Insel Schwanau im Lowerzersee, aber auch die Geschichte der Wasserfeste Chillon, wo der wackere Prior François Bonivard sechs Jahre gefangen lag, bis ihm die Berner 1536 seine Ketten lösten. Daß man den besiegten Napoleon auf Inseln am ehesten schadlos erachtete, weiß man von seiner Verbannung auf das nahe — allzu nahe — Elba und schließlich auf das ferne St. Helena, wo er keineswegs eine splendide Isolation genoß.

Neben solchen Menschen, die unfreiwillig Insulaner wurden, gab es aber sehr viele bedeutende Persönlichkeiten, welche die Inseln gerade um ihrer Stille wegen aufsuchten und sich lieber eine Stätte inmitten der Wogen des Wassers bereiteten als in der Brandung der Welt. Die Kirchengeschichte könnte Dutzende von Beispielen anführen, in denen Fromme den Kahn bestiegen, um sich auf einem Eiland eines Flusses, eines Sees oder eines Meeres eine Einsiedelei anzulegen, eine

Kapelle oder gar ein Kloster zu errichten. Auch wir Minderfrommen spielen zuzeiten mit dem Gedanken, irgendwo eine Insel der Besinnung zu haben, vielleicht ein kleines, überblickbares Reich. Ich entsinne mich, wie ich einst als Heranwachsender unversehens im obersten Murgtal zu einem Alpensee kam, aus dessen Tiefblau eine Insel hervorstieg, welche über und über voller blühender Alpenrosen war, und keine Kühle der Flut konnte mich abhalten, in diesen gleichsam schwimmenden Garten hinauszugelangen. Später wieder ergriff mich die Öde einer Walensee-Insel, um mein Faltboot dort für lange, schöne Stunden anzulegen. Bei diesen Hinweisen habe ich wohl in manchen Lesern ähnliche Erinnerungen geweckt und vielleicht auch die Bereitschaft wachgerufen, einige Dichter auf unsere Inseln oder Halbinseln hinaus zu begleiten.

I. Walahfrid Strabo, Sohn und Sänger der Reichenau

Frühes 9. Jahrhundert

Die erste Insel, die ein Dichter in unserm Bereiche bewunderte, ist allerdings nicht in «helvetischen Gewässern», wohl aber durchaus in unserm Blickfeld, und man erreicht sie in kurzer Fahrt vom Schweizer Ufer des Untersees. Es ist die Klosterinsel Reichenau, wo der alemannische Dichter Walahfrid Strabo (um 808 bis 849) als Schüler der dortigen Benediktiner so glückliche Tage verbrachte, daß sie ihm zeitlebens als «Insula felix» erschien. Wiewohl ihn ein ehrender Auftrag nach Aachen rief, wo er am Kaiserhof der Karolinger als Prinzen-erzieher wirkte, ließ ihm das Heimweh keine Ruhe.

WALAHFRID STRABO

Hortulus Vom Gartenbau



Erstmals veröffentlicht von Joachim von Watt (Vadianus)

Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von

Werner Näf und Matthäus Gabathuler

Zweite, durchgesehene Auflage 1957

VERLAG H. TSCHUDY & CO. AG ST. GALLEN

Der alemannische Mönch Walahfrid Strabo (um 808 bis 849) war Schüler und später Abt des Benediktinerklosters auf der Reichenau, die er seine *Insula felix* nannte. In einer Gedichtfolge «*De cultura hortorum*» pries er den Gartenbau.

Vadian gab sie unter dem Titel «*Hortulus*» im Druck heraus. Der Holzschnitt seiner zweiten Nürnberger Ausgabe (1512) wurde von den Übersetzern Werner Näf und Matthäus Gabathuler als Titelbild gewählt.

Meine Tränen fließen, denk ich,
Wie mir einst so wohl gewesen,
Da die Reichenau dem Knaben
Noch die sel'ge Obhut gönnte.

So verdeutschte Paul von Winterfeld die lateinischen Verse des frühmittelalterlichen Dichters, der seinen Gesang mit dem Einsatz begann: «*Musa nostrum plange soror dolorem*», und dessen drittletzte Strophe lautet:

Immer steht nach dir mein Sehnen,
Dein gedenk ich tags und nächstens,
Die du uns versorgst mit allem,
das wir brauchen, sel'ge Insel.

Wir glauben einen starken persönlichen Ton aus dieser Lyrik des frühen 9. Jahrhunderts zu vernehmen. In der letzten der zehn Strophen hofft der Mönch, Christi Gnade füge es, daß er die Insel, die er geradezu seine Mutter nennt, dereinst wiedersehe: «Sei gesegnet immerdar, erhabene Mutter!» Neun Jahre weilte Walahfrid Strabo als Hofkaplan und Lehrer Karls des Kahlen fern seiner Heimat. Dann erfüllte sich sein Wunsch, heimzukehren, aufs schönste: der 30jährige wurde zum Abt seines Inselklosters gewählt. Der gelehrte Reichenauer Abt schrieb ein bezauberndes Gartenbuch. Es umfaßt 444 lateinische Hexameter. Diese Verse, welche die einzelnen Pflanzen ihrer Schönheit, Würze und Heilkraft wegen preisen, wurden vom St.Galler Humanisten Vadian nach jahrhundertelanger Verschollenheit entdeckt und zweimal veröffentlicht (1510 und 1512) wobei er den Titel «*De cultura hortorum*» in «*Hortulus*» abkürzte. Und unter diesem Namen gaben Werner Näf und Matthäus Gabathuler ihre schöne Übersetzung 1942 im Verlag H. Tschudy & Co. heraus, und zwar mit Bildern, welche sie alten Kräuterbüchern entnahmen.

Das Zusammenspiel der urschönen Natur mit edler, erhebender Kultur dieser Reichenauer Inselwelt entzückte ein gutes Jahrtausend später auch die geschichtskundige Dichterin Ricarda Huch. Ergriffen bekennt sie: «Der Gott, der hier angebetet wird, liebt die Natur, sie ist seine Tochter und atmet dicht an seinem Herzen. An den Spalieren reifen Äpfel und Birnen, Pfirsiche und Trauben. Nicht nur durch die Güter, die Schiffe von weither zuführen, ist diese Aue reich, sondern durch das, was sie selbst hervorbringt. Hier sind alle Menschen, die hohen und die niedern, die Herren und die Bettler, Kinder der Erde, ein Volk von



Bauern, genügsam in seinen Anforderungen an das Irdische, maßlos in seinen Ahnungen des Ewigen. Ihre Heimat ist eine Insel, umsaust von Stürmen, umbrandet von Wellen, aber hoch oben rollen die Sterne aus der Hand des Ewigen als ein Band, das die Erde und ihre kleine Heimat mit dem Himmel verbindet. – Adoremus Gloriosissimum.» (Römisches Reich deutscher Nation).
Es hieße Wasser in den Bodensee gießen, wollte man alle Lobpreiser der Reichenau zu Worte kommen lassen. Hören wir – einen für alle – noch einen auf das Abstrakte hin angelegten Geist. Der junge Martin Heidegger schrieb mitten im ersten Weltkrieg von diesem Eiland des Friedens Verse, welche im Jahre darauf im Bodenseebuch

1917 erschienen. Begleiten wir ihn auf seinem «Abendgang auf der Reichenau»:

Seewärts fließt ein silbern Leuchten
zu den fernen dunklen Ufern fort,
und in die sommermüden abendfeuchten
Gärten sinkt wie ein verhalten Liebeswort
die Nacht.
Und zwischen mondenweißen Giebeln
verfängt sich noch ein letzter Vogelruf
vom alten Turmdach her –
Und was der lichte Sommertag mir schuf
ruht früchteschwer . . .
aus Ewigkeiten
eine sinnjenseitige Fracht –
mir in der grauen Wüste
einer großen Einfalt.

II. Ritter Ulrich von Hutten auf der Ufenau 1523

Das Mönchtum war im Spätmittelalter nicht mehr allerorten der Hort des Geistigen wie zur Zeit, da die Reichenau und das Kloster St. Gallen mit Fulda das leuchtende Dreigestirn der Kultur in deutschen Landen bildeten. So entließ der junge Ulrich von Hutten (1488 – 1523) den Benediktinern von Fulda im Jahre 1505 und versprach sich erst vom Leben eines Fahrenen Schülers und später bei führenden Humanisten eine anregendere Förderung seines wachen, angriffigen Geistes. Als Mitverfasser der «Dunkelmännerbriefe», welche die Unbildung der Mönche anprangerten, stand er bereits im Vorfeld der Reformation, für deren Durchbruch er sich vor allem bei den Städten und seinen ritterlichen Standesgenossen einsetzte. Als ihm Kaiser Maximilian 1517 den Dichterlorbeer aufs Haupt drückte, schrieb der junge poeta laureatus diese Ehrung gewiß seinen lateinischen Werken zu. Drei Jahre später war ihm indessen der Widerhall im Volk wichtiger als der Beifall der Krone. Er bekannte sich zur deutschen Nation und zur deutschen Sprache.

Ich hab's gewagt mit Sinnen
und trag des noch kein Reu,
mag ich nit dran gewinnen,
noch muß man spüren Treu.

So beginnt das Lied, das Ulrich von Hutten im Frühling 1521 in der «Herberge der Gerechtigkeit» schrieb, wie man Franz von Sickingens Ebernburg an der Nahe hieß. Dieser gedachte die verarmte Reichsritterschaft durch die Besiegung der Fürstenmacht wirtschaftlich zu stärken und sozialpolitisch zu heben. Allein der Aufstand mißlang, und Sickingen überlebte den Fall seiner Feste nicht. Auch Huttens Tage waren gezählt. Der Ritter floh. Als kranker Mann kam er im Sommer jenes Jahres 1523 auf Zwinglis Rat nach Pfäfers, in die Schlucht der warmen Quellen. Dort fand er beim Abte Russinger wohl die freundlichste Aufnahme, aber nicht die ersehnte Heilung. «Beständig gab es kalte Wassergüsse. Entweder schüttete es vom Himmel oder das eben herabgekommene Wasser brach aus den Felsen hervor, und mitunter bedrohten die gewaltigen Sturzbäche auch die Badehäuschen.» So schrieb Hutten Ende Juli an Zwingli. «Ferner laßt mich wissen, wo ihr meine Herberge bereitet habt.»

Die neue Ruhestatt stand wiederum unter klösterlicher Obhut. Es war die Ufenau im Zürichsee, eine Isola sacra, wo einst ein gallo-römischer Tempel stand; schon vor dem Ende des ersten Jahrtausends gebot das Benediktinerstift zu Einsiedeln über das Eiland. Dort erreichte nun Hutten das Gerücht, daß Erasmus nach Zürich geschrieben habe, man möge ihm auch diese Zuflucht, welche ihm Zwingli verschafft hatte, wiederum versagen. Am 15. August bat Hutten Bürgermeister und Rat von Zürich um das Recht, zu wissen, was ihm denn vorgeworfen werde, damit er sich verantworten könne, wie es einem rittermäßigen Manne gebühre, der seit seiner Kindheit so «gehandelt und gewandelt habe, wie es sich gezieme, habe er doch gegenüber Zwingli, Zürich und der gesamten Eidgenossenschaft stets guten Willen und gutes Gewissen bewiesen».

Zwei Wochen darauf erlag der erst 35jährige Verfolgte seinem venerischen Leiden. Er wurde auf der Insel beigesetzt, wo vor wenigen Jahren sein Grab wieder aufgefunden worden ist. Einige Wochen nach dem Hinschied des kühnen Ritters schrieb Zwingli an einen Gläubiger Huttens: «Er hat eben gar nichts hinterlassen, was irgend einen Wert hätte. Bücher besaß er keine, an Hausrat ebenfalls nichts als seine Schreibfeder.» Und doch hinterließ er ein Vermächtnis, nämlich das Beispiel eines Mannes, der sich für eine als recht erkannte Sache einsetzte, mochte er darüber auch Habe und Heimat verlieren. Dieses Beispiel zündete über die Jahrhunderte hinweg. Die größten Dichter, welche am See aufwuchsen, der den Ritterdichter in seinem letzten Lebensmonat umgab, erinnerten sich seiner in ihren wichtigsten Frühwerken. Gottfried Keller streift in seiner wunderbaren Einleitung zur Urfassung des Grünen Heinrichs «Huttens Grabinsel» auf der ersten Seite. Sein Gedicht «Ufenau» widmete er der Universität Zürich zur 25-Jahrfeier. Tags darauf stimmten es die Studenten auf der Insel selber an:

«Hier unter diesem Rasengrün,
Wo wir in Jugend stehn,
Da liegt ein Ritter frei und kühn,
Wie keiner mehr zu sehn.
Er floh herein vom röm'schen Reich,
Trug einen Lorbeerkrantz,
Das Antlitz zorn- und kummerbleich,
Das Aug voll Sonnenglanz.»

Der entzückte Dichter umarmte seinen Komponisten-Freund Wilhelm Baumgartner, der ihm diese Überraschung bereitete.

Conrad Ferdinand Meyer trug sich mit seinem Versepos «Huttens letzte Tage» zum ersten Male gültig in die Geschichte der deutschen Literatur ein. In 71 Gesängen wird darin das große Geschehen der Zeitenwende in der Seele eines todgeweihten Mitkämpfers wie in einem Brennspiegel gesammelt, so daß dem Leser dieser erzmännlichen Zweizeiler die Ufenau zum geistigen Pol der damaligen Welt zu werden scheint. Der seelisch so zage Dichter C. F. Meyer wählte wie später noch so oft einen Mann der Tat, einen zugriffigen Entscheider, zu seinem Helden, der freilich nun Fahrt und Kampf, das Abenteuer des Lebens hinter sich hat. Meyers Dichtung beginnt mit der Ankunft des Ritters auf der Insel.

Schiffer! Wie nennst du dort im Wellenblau
Das Eiland? – «Herr, es ist die Ufenau!»

Ein grüner Ort. Dank, Zwingli, für die Rast,
Die du, der Gute, mir bereitet hast!

In braunen Wölklein wirbelt auf ein Rauch,
Bewohnt von Menschen ist das Eiland auch.

Willkommen, mein gewünschtes Ithaka!
Ein irrender Odysseus bin ich ja.

Viel kämpften, edler Dulder, beide wir;
In andern Stücken gleich ich wenig dir,

Und nicht im Eignen werd ich wohnen dort,
Ich bleibe Gast auf Erden immerfort.



Ulrich von Hutten, Kupferstich aus dem
Nachlaß von Conrad Ferdinand Meyer nach dem
Holzschnitt von Hans Baldung Grien.



Bei der Pfarrkirche St. Peter und Paul auf der Insel Ufenau im Zürichsee fand der deutsche Ritter Ulrich von Hutten seine letzte Ruhestatt; links die St. Martinskapelle. Stich von Franz Hegi um 1850 (Zentralbibliothek Zürich).

III. Jean-Jacques Rousseau auf der St. Petersinsel

1765

Auch der bekannteste Bewohner einer schweizerischen Insel kam als Flüchtling an ihren Strand. Jean-Jacques Rousseau, le grand citoyen de Genève (1712–1778), hatte in seinem 49. und 50. Lebensjahr in beispiellos dichter Folge seine drei Hauptwerke herausgegeben, welche drei sehr verschiedene Baustätten der Kultur umrissen. Alle drei Bücher waren anregend, sogar grundlegend in ihrem Bereich. Die «Nouvelle Héloïse» (1761) erweckte dank der Schilderung des oberr Genfersees einen neuen Sinn für die Landschaft, ja für die Natur überhaupt. Auch die Liebe wurde aus einem neuen Lebensgefühl heraus erfaßt, und Goethes «Werther» war in der übernommenen Form des Briefromans, aber auch in der seelischen Grundstimmung Rousseaus Werk in so hohem Maße verpflichtet, daß der Dichter auf seiner zweiten Schweizer Reise Vevey, Clarens und Chillon besuchte, die «heiligen Örtter der Héloïse», und er gestand der Frau von Stein, daß er sich angesichts der Gegend, «die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden Wesen bevölkerte», der Tränen nicht habe enthalten können. Es waren indessen namentlich die im Jahre

1762 erschienenen Werke Rousseaus, womit er sich mit der Welt des ancien régime überwarf. Der Erziehungsroman «Emile» führte die Erziehung zurück zur Natur, und der «Contrat social» begründete das politische Zusammenleben auf durchaus neuartige Weise. Die herrschende Schicht ahnte, welche ein Sprengpulver in diesem Buche verborgen lag, das wie kein zweites die Französische Revolution und die moderne Demokratie anbahnte.

Ein freimütiges Kapitel, das sich im «Emile» mit dem Glauben befaßt, beschwor den Sturm über Rousseau herauf. Die Sorbonne in Paris verbrannte das Werk. Die Vaterstadt Genf verschloß ihm ihre Tore. Noch öffnete ihm eine Gönnerin ein Haus im Val de Travers. Dieses Tal im Fürstentum Neuenburg gehörte dem aufgeklärten König von Preußen. Aber mächtiger als der schützende Arm Friedrichs des Großen waren die Fäuste der von ihrem Pfarrer von der Kanzel herab aufgestachelten Bewohner des Dorfes Môtiers, so daß das Haus des Schriftstellers in der Nacht vom 6./7. September 1765 von einem dichten Steinhagel überschüttet wurde. Da suchte Rousseau eine neue Zuflucht auf der St. Petersinsel im Bielersee, welche er schon auf einer Wanderung mit seinem Neuenburger Freunde Du Peyrou kennengelernt hatte. Dort sollte die glücklichste Zeit seines Lebens beginnen.

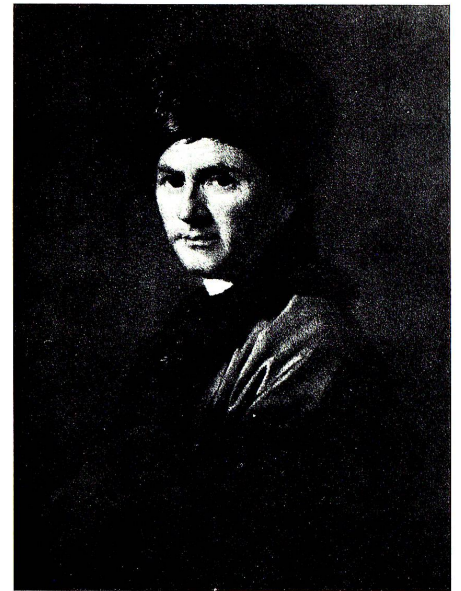
Wer die St.Petersinsel heute betritt, gewinnt allerdings nicht die richtige Vorstellung ihrer damaligen Insellage. Seit der Juragewässer-Korrektur (1868–1890), die den Seespiegel um anderthalb Meter absenkte, ist die Anhöhe der Insel durch den Heidenweg mit dem Gestade des Städtchens Erlach verbunden, und auch die einstige «kleine Insel» besitzt ihre Landverbindung mit der Hauptinsel, welche also im Grunde genommen heute nur noch eine Halbinsel ist. Zur Zeit Rousseaus aber umflutete der See die beiden Inseln in ähnlicher Weise wie der Zürichsee Ufenau und Lützelau. Der größeren Insel fehlte im Mittelalter auch der geistliche Mittelpunkt nicht. Die Cluniazenser besaßen dort ihr Priorat, das neben dem heiligen Paulus auch St. Peter geweiht war, nach dem sich die Insel nannte. Da es später in Berner Besitz kam, wurde es in der Reformationszeit aufgehoben. Ein Schaffner besorgte den Gutsbetrieb für das Berner Burghospital. Bei seiner Familie wohnte Rousseau in seiner glückseligen Inselzeit, welche vom 12. September bis zum 25. Oktober 1765 währte.

In einem sehr seltenen Werke, das unter dem Titel «L'île de St-Pierre dite l'île de Rousseau» bei G. Lory und C. Rheiner in Bern erschien und heute von Dr. H. Koch in der Kantonsbibliothek Zug als besondere Kostbarkeit gehütet wird, sehen wir auf wunderschönen farbigen Bildern (die allein schon die Neuauflage rechtfertigen würden), wie sich das ausgehende Biedermeierum das Leben des promeneur solitaire als Inselbewohner vorstellte. Das Eiland war im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts etwa zu je einem Drittel Wald, Wiesland und Weinberg. Wer am Sonntagmorgen in diesem «vaste dôme de verdure» weilte, hörte den Zusammenklang von über zwanzig Kirchengeläuten, deren Schall und Hall von den Wellen hergetragen wurden. An den Weinlese-Sonntagen habe man sich wie auf griechischen Inseln gefühlt. Da tanzten die Winzer und ihre Gäste. «Les Neuchâteloises aux traits fins et délicats, les Biennoises vives et mignonnes, les Bernoises à la taille haute et svelte et éblouissantes de fraîcheur déploient mutuellement leurs grâces.» Als hätte das Alphirtenfest von Unspunnen sein Gegenstück auf der Schwelle zwischen Mittelland und Jura gehabt, reichten sich Stadt

und Land die Hand, ja boten sich den Arm zum Tanz. «Un élégant citadin valse avec une paysanne de Guggisberg.»

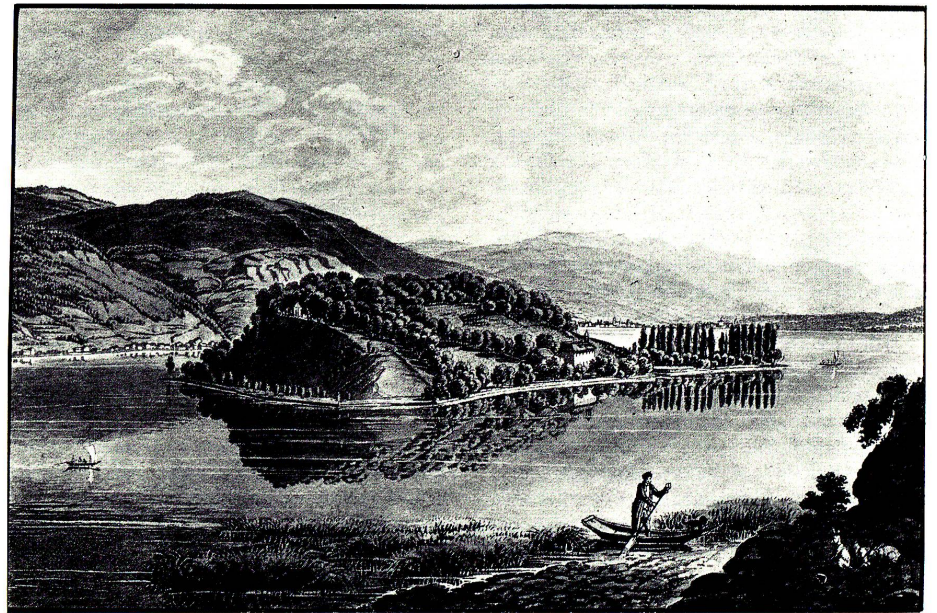
Wiewohl Rousseau gerade zur Wimmzeit auf der Insel weilte, ging es zu seiner Zeit nicht so hoch her, was ihm gerade lieb war. Außer seinen eigenen seligen Erinnerungen erfahren wir im erwähnten Buche manche hübsche Einzelheit, denn unter den Gewährsleuten des Verfassers konnte die Schwägerin des Schaffners, in dessen Familie Rousseau die freundlichste Aufnahme fand, das Bild durch frische Züge der lebendigen Anschauung ergänzen. Der früh von Natur zum Wandern gedrängte und später durch viele Verstrickungen zum häufigen Wechseln des Wohnsitzes genötigte Autor fühlte sich hier im Schoße einer schlichten Familie geborgen. Er hatte seine Mutter schon acht Tage nach seiner Geburt verloren, und die Ehe mit seiner eifer- und geschwätzsüchtigen Therese war alles andere als eine bergende Wohnstätte des geistig Schaffenden. Nun atmete, nun lebte er endlich freier im Kreise schlichter Hausgenossen.

In seine «Confessions», die erst vier Jahre nach seinem Tode erschienen, schilderte Rousseau sein Inselglück, das den promeneur solitaire noch im Rückblick entzückte. «Es schien mir, auf dieser Insel würde ich abgeschiedener von den Menschen, gesicherter vor ihren Schmähungen sein, vergessener von ihnen, kurz, den Süßigkeiten der Arbeitslosigkeit und der Contemplation mehr

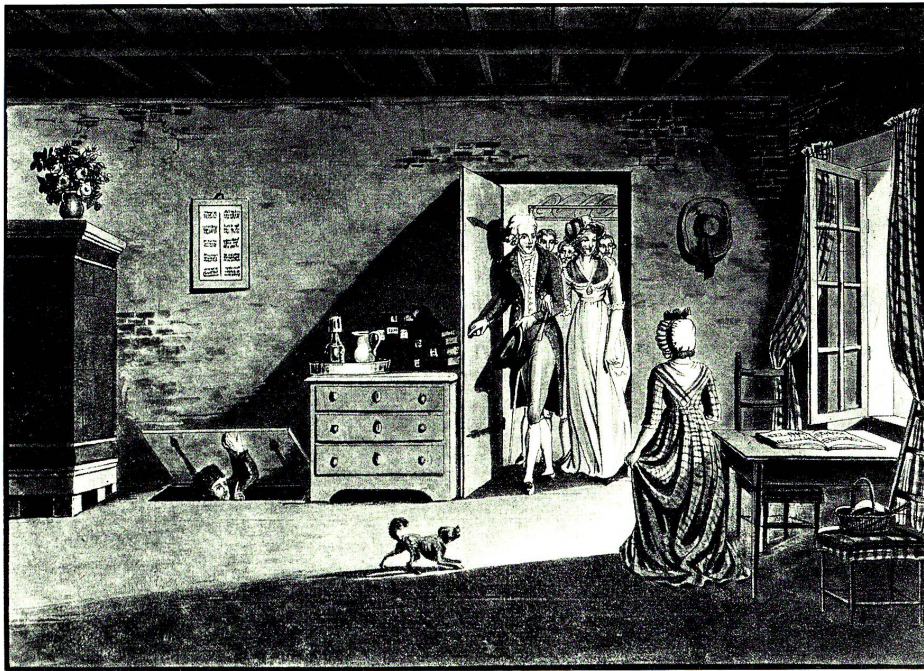


Jean-Jacques Rousseau.
Gemälde von Allan Ramsey.

hingegen als irgendwo. Ich hätte auf dieser Insel so abgeschlossen sein mögen, daß jeder Verkehr mit den Sterblichen aufgehört hätte; jedenfalls traf ich alle möglichen Maßnahmen, um mich der Nothwendigkeit, mit ihnen zu verkehren, so viel ich nur konnte, zu entziehen ...



Blick von der «Kaninchen-Insel» auf die St.Petersinsel im Bielsee. Beide Inseln waren zur Zeit Rousseaus ohne Landverbindung.



Rousseau entzieht sich neugierigen Besuchern durch eine geheime Falltüre.

Ich habe immer leidenschaftlich das Wasser geliebt, und sein Anblick zieht mich in eine süße Träumerei, obgleich oft ohne bestimmten Gegenstand. Stets wenn es schönes Wetter war, eilte ich morgens auf die Terrasse, um die gesunde und frische Luft einzuatmen und die Blicke über den Horizont dieses schönen Sees schweifen zu lassen, dessen Ufer nebst den Bergen, die ihn umgeben, mein Auge entzückten. Ich finde keine Huldigung für die Gottheit so würdig wie diese stumme Bewunderung, welche die Betrachtung ihrer Werke erweckt und die nicht in äußern Handlungen einen Ausdruck sucht. Ich begreife, wie die Einwohner der Städte, welche nichts als Mauern und Straßen sehen, wenig Glauben haben, aber ich kann nicht begreifen, wie Landbewohner, und besonders einsame, keinen haben können. Wie erhebt sich ihre Seele nicht hundertmal im Tage mit Entzücken zum Urheber der Wunder, die sie überraschen müssen! Bei mir ist es besonders nach dem Aufstehen, wenn ich ermattet bin von Schlaflosigkeit, daß mich eine langjährige Gewohnheit zu jener Herzenerhebung führt, die mir die Anstrengung des Denkens nicht auferlegt. Aber meine Augen müssen dazu das entzückende Schauspiel der Natur genießen. In meinem Zimmer bete ich seltener und herzendsürrer; aber beim Anblick einer schönen Landschaft fühle ich mich gerührt, ohne sagen zu kön-

nen, wodurch. Ich habe gehört, daß ein heiliger Bischof beim Besuche seiner Diözese eine alte Frau fand, die statt allen Gebetes nichts weiter zu sagen wußte als O! und zu ihr sprach: Gute Mutter, fahrt so zu beten fort, – Euer Gebet ist besser als unseres! Dieses bessere Gebet ist auch das meine ... Die Nachmittage widmete ich ganz meinem sorglosen Hang zum Müßigsein und folgte ohne Regel dem Trieb des Augenblicks. Oft, wenn die Luft ruhig war, warf ich mich gleich nach Tisch allein in einen kleinen Nachen, den der Einnehmer mich mit einem einzigen Ruder zu führen gelehrt hatte; ich schiffte mitten auf die Flut. Der Augenblick, wenn ich vom Ufer abstieß, gab mir eine Freude, die bis zum Erzittern ging, und deren Ursache ich mir unmöglich erklären und schwer begreifen kann (wenn es nicht vielleicht ein unbewußtes Glücksgefühl war, so aus dem Bereich der Bösen zu kommen). Ich irrte dann allein auf dem See umher, nahte mich zuweilen dem Ufer, ohne es je zu berühren. Oft überließ ich meinen Kahn ganz dem Luftzug und den Wellen und gab mich ziellosen Träumen hin, die, wenn sie auch töricht, doch deshalb nicht weniger köstlich waren. Zuweilen rief ich in tiefer Rührung aus: O Natur, o meine Mutter; du allein hältst mich in deiner Hut: hier ist kein verschmittzer und schurkischer Mensch, der zwischen dich und mich tritt!»

Früh erhob sich Rousseau vom Lager, verrichtete ein kurzes Gebet und las dann die zehn Gebote des Wohlverhaltens, welche ihm der Vater zusammengestellt hatte. Diese Anstandsregeln, die er sich auf einen Karton aufgeklebt hatte, begleiteten ihn überallhin. Die Bücher aber packte er nicht aus und mied sie «wie ein Seemann die Klippen meidet, an denen er Schiffbruch erlitten hat». Er wollte auch keine Feder mehr anrühren. Mitunter aber brachte der Bote im Kahn doch ein Schreiben, das eine Antwort erheischte. Dann entlehnte der größte Schriftsteller seiner Zeit Tintenfaß und Schreibgerät beim Schaffner und brachte sie ihm nach Gebrauch sofort wieder zurück, wie um eine Versuchung loszuwerden, und jedesmal wünschend, er brauche sie nie mehr. Er wollte sich an die Pflanzen, an die Tiere und an die naturnächsten Menschen, vor allem die Kinder und Diensthofen halten.

Allerdings war auch seine dem Lesen und Schreiben ergebene eigene Natur stärker als sein Vorsatz, fortan ein buch- und schriftloses Leben zu führen. Wenn er auszog, so begleitete den Pflanzenfreund eben doch sein Linné, und nach seinem eigenen Zeugnis trug er sich bald mit dem Gedanken, eine Flora Petrinularis zu schreiben. Die Katze ließ das Mäusen nicht. Auch der Zeichenstift war flugs zur Hand, wenn er das Bild einer Pflanze in einer Zeichnung festhalten wollte. Die ihm gelegentlich über die Achseln blickten, rühmten seinen geradezu schülerhaften Eifer bei diesem Werk, freuten sich aber auch seiner Freude, wenn der Zeichner auf die Frage, welche Pflanze wohl dargestellt sei, die richtige Antwort empfing.

Die Gespräche hatten allerdings draußen im Felde, wo Rousseau beim Tagewerk der Bauern etwa Hand anlegte, und auch drinnen im Hause ihre Schwierigkeiten, denn manche Landleute verstanden vom Französischen genauso viel wie er vom Deutschen, nämlich gar nichts. Da ruhte nun unser Rousseau nicht, bis er ein deutsches und wohl auch manch' berndeutsches Wort richtig aussprechen konnte und es in seiner genauen Bedeutung zu erfassen vermochte. Es war gewiß nicht ohne Reiz, zu sehen, zu hören, wie der berühmteste Schriftsteller des Jahrhunderts sich dabei von der schlechtesten Magd berichtigen ließ. Aber wiederum



mündete das Leben ins Schreiben und Lesen: Rousseau stellte sich ein kleines Wörterbuch mit Redewendungen zum Gebrauch auf der Insel zusammen, um die Grußworte der Bauern erwidern oder gar ein kleines Gespräch aufnehmen zu können. Er war kein schweigender Robinson noch ein misanthrope bizarre, als den man ihn verschrie, sondern sah auch in der Sprache eine Art Gesellschaftsvertrag, an den er sich halten wollte.

Gewiß hat Rousseau in seinem neuen Reich nicht wie später Napoleon auf Elba gleich eine großzügige Kolonisation eingeleitet, aber eine Spur seines Wirkens blieb bis auf unsere Tage selbst im Kartenbild erhalten. Daß nämlich die erwähnte «kleine Insel» später die «Kaninchen-Insel» hieß, geht auf Rousseau zurück. Er erzählt in der fünften seiner «Rêveries», wie er sich oft in die Mitte des Sees hinaustreiben und sich dort im Kahne wie in einer Wiege schaukeln ließ und seinen Träumen hingab. Dabei empfand er ein Glücksgefühl, das er «hundertfach höher schätzte, als alles, was er bisher gekannt hatte von alledem, was man das Süßeste an Lebensfreuden» nennt. Hinwieder aber ruderte er den Küsten der Inseln entlang und mit besonderer Vorliebe zur kleinen Insel hinüber, deren einziger Einwohner er dann für viele Stunden war. Weidenbäume beschatteten seine Nachmit-

tage, Pfirsichkraut und Quendel wuchsen da und dort, und wenn Rousseau über die mit Eparsetten und Klee spärlich bewachsenen kleinen Hügel hinsah, fand er das Gelände wie gemacht, um Kaninchen anzusiedeln. Der Schaffner ließ sich für diese Idee gewinnen und besorgte drüben in Neuenburg Männchen und Weibchen. «Et nous allâmes en grande pompe, sa femme, une de ses sœurs, Thérèse et moi, les établir dans la petite île, où ils commençoient à peupler avant mon départ», schreibt Rousseau. «Le pilote des Argonautes n'étoit pas plus fier que moi, menant en triomphe la compagnie et les lapins de la grande île à la petite.» Während sich aber Rousseau mit der Begründung von Hasengeschlechtern befaßte, wirkten seine neuesten Werke und wühlten das Menschengeschlecht auf. Ergriffene Besucher nahten, um dem Gaste zu huldigen, den man aber meistens nicht zu Gesicht bekam, hatte er doch im Gebäude, wo er wohnte, das schlichteste Zimmer gewählt, weil es den Vorzug einer Falltüre hatte, durch welche man über eine Geheimentreppe das Freie gewinnen konnte, was dem Flüchtling beim Nahen der Häscher und dem berühmten Autoren beim Andrang der schmeichelnden Besucher zustatten kommen konnte. Seit der Henker in Genf auf Geheiß der Regierung die Blätter der beiden Bücher «Emile» und «Le contrat social» vor dem



Landgasthof auf der St. Petersinsel.
Ölgemälde von Fritz Gils.

Rathause zerfetzt und ins Feuer geworfen hatte, leuchtete der Widerschein dieses Feuers in weiter Welt. Es war die beste Werbung für die Werke gewesen, wie Leonhard Usteri fünf Wochen danach an Rousseau schrieb.

Über den Urheber der neuen Gedanken aber bricht bald neue Unbill herein. Der Geheime Rat der Stadt und Republik Bern befolgt das Genfer Beispiel. Auch er verbannt Rousseau, um in gutem Einvernehmen mit Genf und vor allem mit Versailles zu bleiben. Umsonst beteuert nun der Schriftsteller, er werde nie mehr eine Feder berühren, wenn er nur bis zum Ende seiner Tage auf der Insel bleiben dürfe. Ja, er ist bereit, sie nie mehr zu verlassen, den Ort seiner Freiheit also zugleich in sein Gefängnis zu verwandeln. Alles ist vergeblich. Der letzte Abend naht. Das letzte Mahl versammelt die Hausgemeinde. Es vergeht unter Seufzen und Schluchzen. Da ergreift Rousseau noch einmal seine Laute, greift in die Saiten und

singt eine Abschiedsromanze, welche er wohl gleichen Tages verfaßt und vertont hat. Nach dem Versuch, den Text erinnernd wieder herzustellen, hebt die erste der acht Strophen mit den Worten an: «Chers amis, le sort m'entraîne.»

Rousseau landet in Biel, reist ins Elsaß, bleibt einige Zeit in Straßburg und erlebt in Ermenonville nochmals eine Zeit der Stille, in welcher er im dreizehnten Jahre nach seinem Aufenthalt auf der St. Petersinsel stirbt. Die Französische Revolution erhebt den unter den Königen Verfolgten zur höchsten Ehre, indem sie seine sterbliche Hülle 1794 ins Pantheon überführt.

Inzwischen hat sich die Wand seines dürftigen Zimmers auf der St. Petersinsel mit Namen der Verehrer bedeckt. Goethe hat sich auf seiner zweiten Schweizer Reise dort mit seinem Namenszug auf der kahlen Wand zu Rousseau bekannt. Auch die Namen zweier Kaiserinnen Frankreichs sind dort zu lesen. Es sind die beiden Gattinnen Napoleons I. «Josephine et Marie Louise, qui peut-être, si Rousseau n'avoit pas écrit le Contrat social, n'auroient jamais occupé la place élevée et dangereuse où elles ont brillé

si peu de temps», wie unser Gewährsmann in einem geschichtsphilosophischen Schlußsatz seiner Anmerkung erwägt. Das gewandelte Genf aber taufte eines Tages seine Insel, bei der die stehenden Wasser des Sees in die ziehenden der Rhone übergehen und wo die Vaterstadt ihrem einst verstoßenen Sohne ein Denkmal errichten ließ – wie zur Sühne – Ile J.-J. Rousseau.

IV. Heinrich von Kleist auf der Delosea-Insel bei Thun

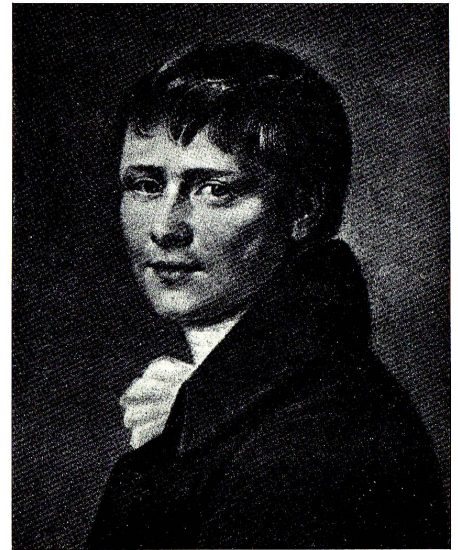
1802

Als Heinrich von Kleist im Dezember 1801 in die Schweiz reiste, um dort «ein grünes Häuschen zu kaufen» und ein Bauer zu werden, stand er im Banne des von Rousseau sowie Haller und Herder mitgeprägten Bildes der Schweiz, wo die Natur ursprünglich und auch der Mensch unverdorben und frei sei. Dort wollte der innerlich zerrissene Mensch in der Stille des Landlebens und angesichts erhabener Natur zur Ruhe kommen, deren er so dringend bedurfte. Schon an seinem Familienerbe trug der 1777 in Frankfurt an der Oder geborene Offizierssohn nicht leicht. Sein adeliges Geschlecht stellte eine stattliche Reihe hoher Offiziere, aber auch der poetische Einschlag fehlte nicht. Straffer Dienst und schwebende, schwingende Empfindung stritten um die Seele des Jünglings, der mit fünfzehn Jahren als Fähnrich bei der Garde eintrat, sich dann in Studien stürzte, die diplomatische Laufbahn erwog, sich in die Erkenntnislehre Kants vertiefte und an der Möglichkeit wirklicher Erkenntnis zu zweifeln begann, was alles seiner übersteigerten Hingabe an die Wissenschaft den Boden zu entziehen drohte. «Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst im Strudel des Lebens hielt, wankt – ich meine die Liebe zu den Wissenschaften», schrieb er seiner Stiefschwester Ulrike am 5. Februar 1801, und seiner Braut Wilhelmine von Zenge: «Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaftig Wahrheit ist oder ob es uns nur so scheint.» So erfaßte ihn «Ekel vor allem, was Wissen heißt». Mehr noch, von einer Reise, welche er mit Ulrike durch Deutschland und Frankreich unternahm, schrieb er: «Bald an diesen, bald an jenen Ort treibt mich das wilde Geschick, indes ich kein in-nigeres Bedürfnis habe als Ruhe – oh, es ist ekelhaft zu leben.» Der Aufenthalt in Paris beruhigte diese erregte Seele nicht. Er fand,

die Pariser, «diese Affen der Vernunft», seien reif zum Untergang. Angewidert kehrte er dem ganzen Treiben der Weltstadt den Rücken, um in den Schweizer Bergen im Schoße unverfälschter Natur neu zu beginnen. Als die Braut dieses Abenteuer nicht mit ihm teilen wollte, opferte er auch sein Verlöbniß seinem neuen Lebensplan.

War es nun Ironie oder Fügung, daß der Jüngling ausgerechnet im Lande der Hirten erstmals in literarische Kreise eintrat? Es war in Bern allerdings ein Magdeburger, der sechs Jahre ältere Heinrich Zschokke, der sich als Dramatiker, Lehrer und Erzieher schon früh einen Namen gemacht hatte, der ihn den Söhnen der Dichter Christoph Martin Wieland und Salomon Geßner vorstellte. Sie erkannten seine poetische Begabung, was Kleistens Selbstvertrauen wiederum hob. Ja, ein Bild in Zschokkes Wohnung, das den Titel «La cruche cassée» trug, lud die Freunde zu einem dichterischen Wettstreit ein, aus dem «Der zerbrochene Krug», eines der besten Lustspiele in deutscher Sprache, hervorging. Daneben schrieb Kleist «Die Familie Schroffenstein», ein Drama, das die Spaltung einer Familie und zugleich die eigene Zerrissenheit schildert.

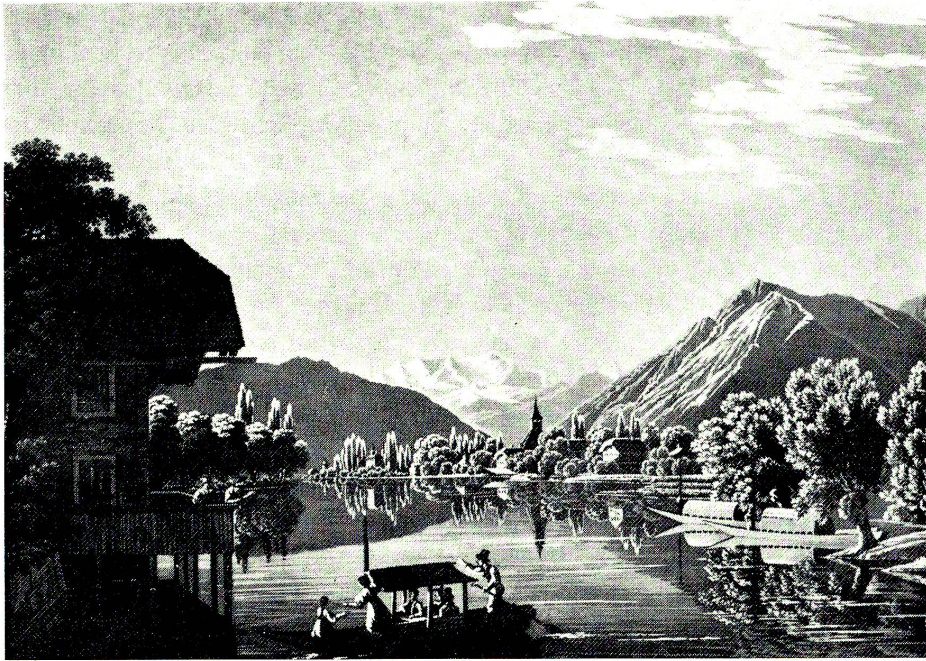
Der Wunsch nach Abgeschiedenheit meldet sich aber wieder dringender. Nun scheint Kleist ein Eiland die ersehnte Ruhe zu gewähren. Es ist die Delosea-Insel in der Aare, eine sehr kurze Ruderstrecke unterhalb des Thunersees. Der melodisch tönende, südlich anmutende Name war der Frauennamen der damaligen Besitzerin Elisabeth Magdalena Gatschet. Die Familie Delosea stammte ursprünglich von Arles in der Provence. Sie war in der Reformationszeit nach Genf gekommen und hatte sich auch in Bern eingebürgert. Der Name Delosea-Insel ist in Thun nicht geläufig. Früher sprach man von der «Obern Insel», heute eher vom Kleist-Inseli. Das vom Dichter bewohnte kleine Haus wurde leider vor einer Generation abgebrochen. Die Insel mutet heute mit ihren rauschenden Bäumen, ihren Immergrünteppeichen und Efeugeranken wie ein verwunschener Garten an. Als Kleist sich dort im Frühling 1802 niederließ, mag der Pflanzenwuchs wohl anders gewesen sein, aber der Blick auf Stockhorn und Niesen war damals wie heute gewaltig. Der preußische Dichter wohnte bei der dortigen Fischerfamilie und begleitete sie zuweilen zum abenteuerlichen nächtlichen Fang. In einem bekannten Briefe schilderte er seiner Schwester Ulrike sein Tun und Lassen.



Heinrich von Kleist (1777–1811). Kreidezeichnung seiner Braut Wilhelmine von Zenge.

«Auf der Aarinsel bei Thun,
den 1. Mai 1802

Jetzt leb ich auf einer Insel in der Aare am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, $\frac{1}{4}$ Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, hab ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand als nur auf der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlichliebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname: Mädeli (Kurzform für Magdalena). Mit der Sonne stehn wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu euch; dann essen wir zusammen. Sonntags zieht sie ihre schöne Schwyzertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir



Der Dramatiker Heinrich von Kleist lebte vom Frühling 1802 bis in den Herbst 1802 auf der Delosea-Insel in der Aare kurz nach deren Ausfluß aus dem Thunersee. Die Aquatinta von J. J. Wetzel (1781–1834) zeigt das von Kleist bewohnte kleine (1940 abgebrochene) Haus mit Scherzügen und den Berner Alpen im Hintergrund.

selbst erschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe. ... Übrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe niemand, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts als mich selbst. Zuweilen doch kommen Geßner und Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir – kurz, ich habe keinen andern Wunsch als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. – Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse tun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohntet.»

Der Kenner der Ortsverhältnisse hat längst einen Vorbehalt zu diesem wunderbaren Dichterbrief auf den Lippen. Wie war es

denn möglich, daß Kleist, während das Trachtenmädchen Mädeli zur Predigt ging, das Schreckhorn bestieg? Dazu schrieb Hermann Reske in seiner Studie «Kleist in Thun» (Historisches Museum Schloß Thun 1969): «Hier stimmt schon etwas nicht. Das Schreckhorn führt seinen Namen nicht zu Unrecht und war zu Zeiten Kleists noch nicht einmal erobert. Kleist bezwang also den Bergriesen nur platonisch auf dem Papier. Eine zweite Möglichkeit wäre, daß er zwar «Schreckhorn» schrieb, aber das «Stockhorn» meinte. Dieses Massiv war allerdings schon zu damaliger Zeit eine besondere Attraktion für Bergsteiger; jedoch hat es eine Gipfelhöhe von 2190 m und ist damit auch heute noch eine anstrengende Tagestour. Mädelis sonntägliche Erbauung hätte weit über das Normale gehen müssen, um Kleist genügend Zeit für Auf- und Abstieg zu geben. Wenn aber nun eindeutig feststeht, daß Kleists dichterische Phantasie hier Kobold schlägt, liegt es dann nicht auch nahe, anzunehmen, daß es sich mit dem Liebesglück ebenso verhält? Bisher ist es noch nicht gelungen, das Mädeli auf eindeutige Weise zu eruieren.» Die dramatischen Gesichte aber bedrängten den Geist des Dichters aufs neue. Das Schauspiel «Leopold von Österreich» gedieh kaum über den ersten Akt hinaus, und «Robert Guiskard», ein Griff in die normannische Geschichte, wollte auch nicht die göltige Gestalt annehmen – es blieb zeitlebens sein

geniales Fragment. Mutete der ungestüme Dramatiker seinem Geist zuviel zu? Rächte sich seine überaus empfindsame Natur? Ein Nervenfieber befahl den Erschöpften und zwang ihn zum Abschied. Schweren Herzens verließ er die Insel, um die Pflege durch des Fischers Tochter Mädeli mit derjenigen eines Arztes in Bern zu vertauschen. Auch Ulrike eilte herbei, um ihm beizustehen. Es dauerte aber mehr als ein Vierteljahr, bis Kleist soweit genesen war, daß er die Rückreise nach Deutschland wagen durfte, wo er großen Werken und Wirrnissen entgegenging, welche seine Kräfte überstiegen, so daß er sich ein Jahrzehnt danach in seinem 35. Lebensjahre am Wannsee bei Berlin erschöpfte.

Hundert Jahre nach Kleists Tod kehrte der im Bernbiet aufgewachsene Schweizer Dichter Robert Walser aus Berlin in seine Heimat zurück. Ihm verdanken wir ein entzückendes Prosastück «Kleist in Thun», das zwar nicht die Geheimnisse des Dramatikers enthüllt, aber das Idyll dichterischen Lebens beschwört, wie es Walser selbst ersehnte. Der Pulsschlag dieser Sprache wirkt um so munterer, die Farben sind um so leuchtender, als ja auch über Walser ein dunkles Verhängnis lauerte: die dämmernen Nebel geistiger Umnachtung zogen über seinen Weg. Hören wir noch einmal, wie ein Dichter den Spuren eines andern Dichters folgt:

«Kleist hat Kost und Logis in einem Landhaus auf einer Aareinsel in der Umgebung von Thun gefunden. Genau weiß man ja das heute, nach mehr als hundert Jahren, nicht mehr, aber ich denke mir, er wird über eine winzige, zehn Meter lange Brücke gegangen sein und an einem Glockenstrang gezogen haben. Darauf wird jemand die Treppen des Hauses herunterzueichseln gekommen sein, um zu sehen, wer da sei. «Ist hier ein Zimmer zu vermieten?» Und kurz und gut, Kleist hat es sich jetzt in den drei Zimmern, die man ihm für erstaunlich wenig Geld abgetreten hat, bequem gemacht. «Ein reizendes Bernermeitschi führt mir die Haushaltung.» Ein schönes Gedicht, ein Kind, eine wackere Tat, diese drei Dinge schweben ihm vor. Im übrigen ist er ein wenig krank. «Weiß der Teufel, was mir fehlt. Was ist mir? Es ist so schön hier.»

Er dichtet natürlich. Ab und zu fährt er im Fuhrwerk nach Bern zu literarischen Freunden und liest dort vor, was er etwa geschrieben hat. Man lobt ihn selbstverständlich riesig, findet aber den ganzen Menschen ein bißchen unheimlich. «Der zerbrochene Krug»

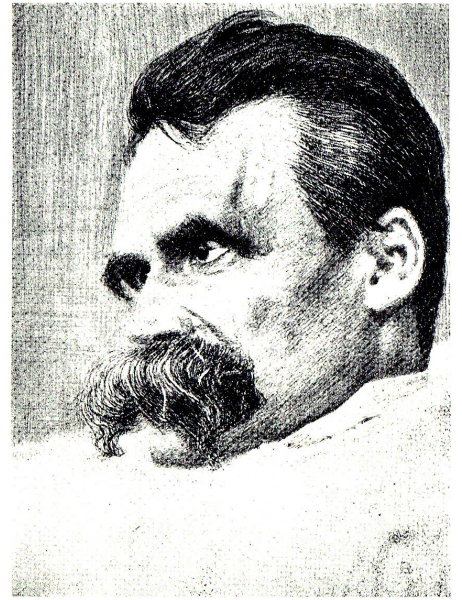
wird geschrieben. Aber was soll alles das? Es ist Frühling geworden. Die Wiesen um Thun herum sind ganz dick voller Blumen, das duftet und summt und macht und tönt und faulenz, es ist zum Verrücktwerden warm an der Sonne. Es steigt Kleist wie glühendrote, betäubende Wellen in den Kopf hinauf, wenn er am Schreibtisch sitzt und dichten will. Er verflucht sein Handwerk. Er hat Bauer werden wollen, als er in die Schweiz gekommen ist...

... es ist Sonntag. Glocken läuten. Die Leute treten aus der hochgelegenen Kirche heraus. Die Mädchen und Frauen in engen, schwarzen, silbergeschmückten Schnürbrüsten, die Männer einfach und ernst gekleidet. Gebetbücher tragen sie in der Hand, und die Gesichter sind so friedlich und schön, als wären alle Sorgen zerflossen, alle Falten des Kummers und Zankes geglättet und alle Mühen vergessen. Und die Glocken. Wie sie daherschallen, daherspringen mit Schällen und Tonwellen. Wie es über das ganze, sonntäglich umsonnte Städtchen glitzert, leuchtet, blaut und läutet. Die Menschen zerstreuen sich. Kleist steht, von sonderbaren Empfindungen angefächelt, auf der Kirchentreppe und verfolgt die Bewegungen der Hinuntergehenden. Da ist manch Bauernkind, das wie eine geborene, an Hoheit und Freiheit gewöhnte Prinzessin die Stufen hinunterschreitet. Da sind schöne, junge, kräftestrotzende Burschen vom Land, und von was für einem Land, nicht Flachland, nicht Burschen von Ebenen, sondern Burschen, hervorgebrochen aus tiefen, wunderlich in die Berge eingehöhlten Tälern, eng manchmal, wie der Arm eines etwas aus der Art geschlagenen, größeren Menschen. Das sind Burschen von Bergen, wo die Äcker und Felder steil in die Einsenkungen hinabfallen, wo das duftende, heiße Gras auf winzigen Flächen dicht neben schauervollen Abgründen wächst, wo die Häuser wie Tupfe an den Weiden kleben, wenn einer unten auf der breiten Landstraße steht und hoch hinaufsieht, ob es etwa da oben Menschenwohnungen geben könne.»

V. Friedrich Nietzsches hohe Zeit auf der Halbinsel Chastè im Silsersee

Spätes 19. Jahrhundert

Die ersten Blätter der Geschichte lehren uns, daß der Mensch sich aus dem Wanderer zum Ansiedler entwickelte. Das mag als Faustregel gelten. Das Fingerspitzengefühl



Friedrich Nietzsche (1844–1900) verbrachte während einer Reihe von Jahren den Sommer im Hochtal des Engadins. Bildnis nach einer Radierung von Hans Olde.

aber weiß sehr wohl, daß der Wanderdrang im Menschen nicht ganz abschwilt, wenn ihm auch sein Erdenwinkel genügend bietet, um sein Dasein zu fristen. Das Aufbrechen gehört zum Lebensgang, und der geistige Mensch kennt den Wunsch nach neuen Horizonten nicht minder als der gewöhnlich dahinziehende Wanderer; nur schickt der Dichter zum Beispiel seine Sehnsucht auf die Reise, auf die Suche nach einer Wahlwelt. So hielt sich der Dichter des «Tell» in der ihm von der arkadischen Sonne überglänzten Urschweiz auf, ohne sie je besucht zu haben. Goethe, der Schiller den Augenschein dreier Schweizer Reisen mitbrachte, stand seinerseits wie seine Iphigenie am Ufer des Meeres, «das Land der Griechen mit der Seele suchend», ohne je – war es Scheu? – Hellas zu betreten.

Auch Friedrich Nietzsche (1844–1900), der mit einer strahlenden und einer abgeschirmten, aber glühenden Lampe die Kunst nach apollinischen und dionysischen Gestalten ausleuchtete, hielt sich nie an Kultstätten der heitern und der berausenden griechischen Gottheiten auf. Mit einem Male aber steht der Verfasser der Schrift «Der Wanderer und sein Schatten» still und ruft aus: «Et in Arcadia ego.» Seine Seele schwingt und singt und malt in Worten nach, was das

Auge entzückt. «Ich sah hinunter, über Hügelwellen, gegen einen milchgrünen See hin, durch Tannen und altersehnste Fichten hindurch: Felsbrocken aller Art um mich, der Boden bunt von Blumen und Gräsern. Eine Herde bewegte, streckte und dehnte sich vor mir; einzelne Kühe und Gruppen ferner, im schärfsten Abendlichte, neben dem Nadelgehölz; andere näher, dunkler; alles Ruhe und Abendsättigung. Die Uhr zeigte gegen halb sechs. Der Stier der Herde war in den weißen, schäumenden Bach getreten und ging langsam widerstrebend und nachgebend seinem stürzenden Laufe nach; so hatte er wohl seine Art von grimmigem Behagen. Zwei dunkelbraune Geschöpfe, Bergmasker Abkunft, waren die Hirten: das Mädchen fast als Knabe gekleidet. Links Felshänge und Schneefelder über breiten Waldgürteln, rechts zwei ungeheure beeiste Zacken, hoch über mir im Schleier des Sonnendufts schwimmend – alles groß, still und hell. Die gesamte Schönheit wirkte zum Schauern und zur stummen Anbetung in ihrer Offenbarung; unwillkürlich, als ob es nichts Natürlicheres gäbe, stellte man sich in diese reine, scharfe Lichtwelt (die gar nichts Sehndes, Erwartendes, Vor- und Zurückblickendes hatte) griechische Heroen hinein.»

Es war Nietzsche offenbar, als sei er nun dem reinen «Sein» begegnet. Da war kein trüber Schleier der Geschichte über die Landschaft geworfen, womit der Historismus mit seinen kluggezwirnten Netzen der griechischen Seele habhaft zu werden versuchte. Nein, hier wohnte man mit Leib und Seele der Hochzeit des hohen Lichtes mit der lebensgewärtigen Erde bei. Man war bei Apoll und Dionysos zu Gast geladen. – Nietzsche hatte das obere Engadin als Heimat seiner Seele entdeckt. «St. Moritzer Gedankengänge» war der ursprüngliche Titel der Schrift «Der Wanderer und sein Schatten» gewesen.

Es war anfangs Juni 1879, als Nietzsche aus der «Höhen- und Waldluft» von Wiesen über der engen Zügenschlucht seinem getreulich mitgehenden Brieffreund Peter Gast berichtete, daß er nun bergan ziehe. Ende des Monats schrieb er ihm von St. Moritz aus, er sei bereit, den Versuch, die Höhe zu erreichen, ernst zu nehmen. Die nächste Postkarte meldete gegen Mitte Juli: «Inzwischen habe ich meine Natur gefunden, so daß ich erst merke, was ich seit Jahren entbehrt habe, wie arm ich auch darin war.» Am 11. September folgte in einem Briefe eine eigentliche Lebensrechenschaft. «Ich

bin am Ende des 35. Lebensjahres; die «Mitte des Lebens» sagte man anderthalb Jahrtausende von dieser Zeit. Dante hatte da seine Vision und spricht in den ersten Worten des Gedichtes davon. Nun bin ich in der Mitte des Lebens so «vom Tod umfassen», daß er mich stündlich fassen kann.»

Damit spielte Nietzsche auf das mittelalterliche Kirchenlied «Media vita in morte sumus» an, das er als Pastorensohn in der lutherischen Fassung sehr wohl kannte, schon weil es Gustav Adolfs Lieblingslied gewesen war, und dieser Schwedenkönig war ja unweit von Nietzsches Geburtsort Röcken bei Lützen gefallen. Die Lebenshöhe der Mitte Dreißig war indessen für Nietzsche nur eine kurze Gratwanderung des Glücks. Nach dem hochgemuten Lebensgefühl des Engadiner Hoch- und Spätsommers und nachdem er in Chur Abschied von seiner Schwester genommen hatte, die den Winter über in Tamins blieb, folgte der trübe Winter in Naumburg, «der sonnenärmste meines Lebens – dies war mein Minimum, der niedrigste Punkt meiner Vitalität».

Die Lebenslage ließ ja nicht viel Zuversicht aufkommen! Welch ein Gegensatz zum steilen Berufsanstieg vor zehn Jahren. Noch ehe die Promotion abgeschlossen war, hatte der 25jährige Nietzsche sein Amt als Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel angetreten. Dort hatte er Jacob Burckhardts «Weltgeschichtliche Betrachtungen» gehört, um seine Freundschaft gewonnen, sich auch, wie Carl Albrecht Bernoulli in seiner Studie «Nietzsche und die Schweiz» ausführt, von Ludwig Rüttemeyers Biologismus und von Johann Jakob Bachofens antikem Muttertum anregen lassen; mit Richard Wagner hatte er geschwelgt und dann gebrochen. Er hatte die Bildungsphilister angeprangert. Aber was hatte er selber der bekämpften Welt der Bürger entgegenzusetzen? Einen zermarterten Kopf, einen durch frühes Siechtum müdgewordenen Leib, so daß ihn sein Augen- und Nervenleiden nötigte, schon mit 35 Jahren vom akademischen Lehramt für immer zurückzutreten. Es ehrte die Basler Behörde und die mithelfenden Kollegen und Bürgerfamilien, daß sie ihm ein Ruhegehalt von nahezu dreitausend Franken ansetzten, was ihm bei seiner asketischen Lebensführung erlaubte, sein Leben in Gasthöfen zu fristen. Ob wohl das Hochtal noch einmal spendete, was er ihm nach seinem ersten Aufenthalt mit den Worten «Das Engadin hat mich dem Leben wiedergegeben» verdankt hatte?

Das Wiedersehen mit St. Moritz ließ sich nicht gut an. Als Nietzsche am 4. Juli 1881 dort ausstieg, um drei Monate zu bleiben, schnürte die Erinnerung an sein Leiden sein Herz so zu, daß er drei Stunden später das Hochtal schon wieder verlassen wollte, um nach Italien weiterzufahren. Da entsann er sich der Bemerkung eines Reisegefährten, welcher der Hochebene zwischen Silvaplana und Maloja im Hinblick auf Landschaft und Klima Einzigartigkeit, ja geradezu etwas Magisches nachrühmte. Wir stutzen eine Weile, indem wir bedenken, ob denn Nietzsche in den zwölf St. Moritzer Wochen seines ersten Engadiner Aufenthaltes nicht ausreichend Gelegenheit gehabt hätte, um die ja unvergleichliche Seenlandschaft selber sehen und lieben zu können. Allein gleich öffnen wir uns lieber dem neuerwachten Glücksgefühl, das Nietzsche nun in seinen Briefen an den Musiker Peter Gast in das höchste Lob des Engadins einstimmen läßt, das jener Auslandschweizer, der aus Neapel in seine Berge heimkehrte, im Zuge angestimmt hatte.

Der übersensible Nietzsche sah sich am 8. Juli in Sils-Maria in dem «lieblichsten Winkel der Erde untergebracht. So still habe ich's nie gehabt, und alle 50 Bedingungen meines armen Lebens scheinen hier erfüllt zu sein. Ich nehme diesen Fund hin als ein ebenso unerwartetes wie unverdientes Geschenk, gleich Ihrer herrlichen Musik, die hier in dieser ewigen heroischen Idylle noch schöner ins Herz geht als da unten».

Wohl bannen seine entzündeten Augen den Wanderer tagelang aufs Zimmer. Der Ursprung des Übels war diesmal aber die Quelle neuen Glücks, ein Übersprudeln der Freude. «Ich hatte jedesmal den Tag vorher auf meinen Wanderungen zuviel geweint, und zwar nicht sentimentale Tränen, sondern Tränen des Jauchzens, wobei ich sang und Unsinn redete, erfüllt von einem neuen Blick, den ich vor allen Menschen voraus habe.» Es war ein Baden im Licht. Alles schien ihm überirdisch, oder doch kaum mehr mit europäischen Maßstäben der gemäßigten Zone erfassbar: «Das ist keine Schweiz... etwas ganz anderes, jedenfalls etwas viel Südlicheres – ich müßte schon nach den Hochebenen von Mexiko am stillen Ozean gehen, um etwas Ähnliches zu finden (z. B. Oaxaca) und da allerdings mit tropischer Vegetation. Nun, dies Sils-Maria will ich mir zu erhalten versuchen.»

Nietzsche kam wieder und wieder, er genoß seine hohe Wahlwelt sieben Sommer lang. Als er 1888 als erster Gast ankam, schienen



Der Lieblingsaufenthalt Nietzsches in seiner hohen Zeit im Engadin war die weit in den Silsersee hinausragende Halbinsel Chastè. Aufnahme von Albert Steiner.

ihm die herkömmlichen Wörter zu blaß, um seiner Begeisterung gemäßen Ausdruck zu verleihen. «Sils ist wunderschön, in gewagter Latinität. Das, was ich Perla Perlissima nenne. Ein Reichtum an Farben, hundertmal südlicher darin als Turin.» Nietzsches Kreislauf schien sich eingespielt zu haben: «Sils, Turin, Nizza, Turin, Sils.» Aber war es nicht ein übles Vorzeichen, daß der Lawinenschnee nicht weichen wollte oder das gewaltige Hochwasser, das Mitte September wütete, die zu benützende Bahnstrecke Chiavenna-Colico mehrfach unterbrochen hatte? Drohte neues Verhängnis? Wenige Monate nach Nietzsches letztem Silser Jubel verfiel er auf der nächsten Tiefenstation, in Turin, 1888 dem Wahnsinn, der ihn noch zwölf Jahre beschatten sollte, bis er im Spätsommer 1900 in Weimar starb.

Daß ein seltsamer, ja gezeichneter Mann unter ihnen lebte, konnte den Einheimischen nicht verborgen bleiben. Heute dürfen die Oberengadiner, welche Nietzsche noch kannten, wohl an den Fingern einer Hand herzuzählen sein. Halten wir uns daher an die Aussagen, welche Dr. Fritz Heberlein 1938 gesammelt und unter dem Titel «Nietzsche, der freundliche Kurgast»

in der «Zürcher Illustrierten» veröffentlicht hat. Er erfuhr noch, wie Nietzsche erst in der «Alpenrose» wohnte, und als er ins «Edelweiß» übersiedelte, traf er mit dem Wirt ein Abkommen, wonach er jeden Tag punkt 12 Uhr stets sein rohes Beefsteak mit Kartoffeln und Bohnen auf dem Tisch haben wollte. Auch durfte ihn niemand beim Essen stören. Als einmal eine Autogrammjägerin hereinstürmte, stand Nietzsche auf, bezichtigte den Wirt des Vertragsbruches und zog zum Zuckerbäcker Durisch in ein kleines, etwas abseits gelegenes Haus. Außer dem «braven» Durisch, der ihn auch etwa auf Wanderungen begleitete, hatte Nietzsche namentlich zwei einheimische Gesprächspartner, den Lehrer Caviezel und den Pfarrherrn von Silvaplana, bei welchem der Denker, der sich anschickte, Gott totzusagen, eifrig über theologische Probleme sprach, derweil die Frau Pfarrer am Herde für den lieben Nächsten namens Nietzsche Polenta kochte. Was er davon nicht im Pfarrhaus verzehrte, aß er zu einem Glas Milch am Abendtisch in seinem Zimmer und den Rest zum Frühstück. Als Speisesack diente die vorn übergehängte Ledertasche, sofern sie mit Papieren nicht vollgestopft war. Auf seinen Gängen pflegte Nietzsche nämlich immer wieder stille zu stehen und lose Blätter zu beschreiben. Hatte er die Wanderernte abends ins reine geschrieben, wozu er schon früh eine Schreibmaschine anschaffte, so warf er

die Fetzen unter den Tisch und befahl dem Hausherrn, sie zu vernichten. Daß Durisch sich nicht an diese Weisung hielt, sondern alle Papiere aufhob, bereicherte das Nietzsche-Archiv um kostbare Freiluft-Entwürfe.

Die alte Fextalerin Frau Füm wußte zu erzählen, wie Nietzsche drei Genferinnen, die im Gletschertal in den Ferien weilten, aufgesucht habe. Er sei indessen immer einsilbiger und einsamer geworden. Das Mitleid mit dem merkwürdigen Manne mit den buschigen Brauen überwog alles Komische, auch wenn der Kurgast, von Kopfschmerzen geplagt, barhäuptig daher kam und sich große, nasse Blätter auf Stirn und Haar legte und mitunter wie angewurzelt stillstand und regungslos in den Himmel empor schaute. Oft hätte er einen Schlapphut getragen, erklärte ein Florian Cadisch, und Herr Zuan erinnerte sich gar wohl, wie Nietzsche Tag für Tag mit seinem roten Regenschirm nach der Halbinsel Chastè hinausgepilgert sei, wo er beim großen Stein, der heute Nietzsche-Stein heißt, gesonnen habe. Die Kinder versuchten, an dem auffälligen Schirm zu zupfen oder dem wunderlichen Manne, den sie in ihrem neckenden Romanisch-Deutsch «il narr» nannten, Steine in die Tasche zu stecken, was der in sich Versunkene kaum spürte.

Woran sann, wonach trachtete, wem begegnete der nach innen gewendete Mann dort und damals im Geiste? Es wäre vermessen, wollte ein Mensch, der seinen innern Schritt nicht mitzugehen, seinen Aufschwung nicht mitzuerleben vermöchte, Nietzsches Schaffen in Einzelzügen datieren oder gar im Wandergelände von Sils-Maria lokalisieren. Genug, daß Nietzsche dort weilte und daß die Werke da sind. Freilich bekennt er sich selbst in einem Gedicht schon in der Überschrift zu seiner Wahlheimat. Es lautet:

Sils-Maria

Hier saß ich, wartend, wartend, – doch auf nichts,

jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.

Da, plötzlich, Freundin, wurde *eins* zu *zwei* –
– und Zarathustra ging an mir vorbei . . .

Diesem Bekenntnis in erregenden Versen fehlt die schlichte Auskunft als Gegenstück

nicht. Am 3. September 1883 stellt Nietzsche gleichsam den Heimatschein für seinen «Zarathustra» aus – er selbst braucht dabei das Wort «aktenmäßig» – indem er an Peter Gast schrieb: «Dies Engadin ist die Geburtsstätte meines Zarathustra. Ich fand eben noch die erste Skizze der in ihm verbundenen Gedanken. Darunter steht: «Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuß über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen.» Die Höhenlage des obersten Engadins, das ja in der Tat die am höchsten gelegene Dörfergruppe des Kontinents aufweist, hatte es dem Kunder des Übermenschen sichtlich angetan.

Ein weiteres Mal preist er seine «6000 Fuß über Mensch und Zeit», und wenn er müdegewandert um die Vesperzeit in seinem Stübchen ankam, fühlte er sich als Türmer der obersten Glockenstube. «Wie hoch ich wohne? Niemals noch zählte ich, wenn ich stieg, die Treppen zu mir; wo alle Treppen aufhören, beginnt mein Dach und Fach.» Wir wollen indessen Nietzsches Höhenwahn nicht zu sehr geographisch belegen, sondern im erwähnten Briefe noch ein seelisches Geständnis seines Schöpferturns vernehmen. Nietzsche erklärt, er habe in den beiden Werdejahren des «Zarathustra» wohl fünfzigmal Motive aus seiner «Einsiedler-Theorie auf die Praxis übertragen» und sei durch die «schlimmen, ja schauerlichen Folgen dieser Praktik» bis zur Verzweiflung an sich selber getrieben worden. «Dergestalt hat Zarathustra sich auf meine Kosten *erheitert*, und ich habe mich auf seine Kosten *verdüstert*.» Der dritte Teil aber sollte so pessimistisch werden, daß Schopenhauer und Leopardi nur Anfänger und Neulinge gegen diesen Weltschmerz Zarathustras erscheinen würden. «Um aber diesen Theil machen zu können, brauche ich selber erst tiefe, himmlische Heiterkeit: dann das Pathetische der höchsten Gattung wird mir nur als *Spiel* gelingen (Zum Schluß wird *alles hell*).» Und so weist der Brief an seinem Ende wie mit einem Lichtpfeil in die hohe und helle Mitte des angeführten dreistrophigen Gedichts zurück.

Ein Jahr später schreibt Nietzsche seinem Brieffreund, daß sie nun einmal beidesamt zur «Ritter- und Bruderschaft von der *gaya scienza*» gehörten. Der Zarathustra sei gereift und habe sich vom Baume eines guten Jahres gelöst. «Der Rest ist *Warten*.» Wenn Nietzsche dabei an das Echo dachte, so mußte er sich als ein Rufer in der Wüste vorkommen. Selbst Jacob Burckhardt war recht verlegen, und statt eines Urteils fragte

er seinen frühern Kollegen, ob er es nicht einmal mit etwas Dramatischem versuchen wolle. Der Buchhandel schien lahm, die Leserwelt stumm. Von der ersten Auflage des Zarathustra wurden rund 60 Stück verkauft, gut zwanzig Jahre später gab es 60 000 Bände dieses prophetischen Buches. Inzwischen aber war Nietzsche in die Irre und dann in das Schweigen eingegangen.

«Kein Pfad mehr! Abgrund rings und Totenstille.
So wolltest du's! Vom Pfade wich dein Wille!
Nun, Wanderer, gilt's! Nun blicke kalt und klar!
Verloren bist du, glaubst du – an Gefahr!»

Auf der Nietzsche-Gedenktafel steht über seinem Namen und seinem Todesjahr MDCCCC «Das trunkene Lied» Zarathustras:

O Mensch! Gib acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
«Ich schlief, ich schlief –,
«aus tiefem Traum bin ich erwacht: –
«Die Welt ist tief,
und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh –,
Lust – tiefer noch als Herzeleid:
Weh spricht: Vergeh!
doch alle Lust will Ewigkeit –,
«will tiefe, tiefe Ewigkeit!»

Es ist nicht abwegig, anzunehmen, daß diese Verse hier erstmals, ehe sie geschrieben wurden, in der Seestille, in der Lichtfülle von Sils gesprochen, ja geschritten worden sind. Kaum ein anderer Dichter dürfte seine Verse und selbst seine knappe Prosa dermaßen erschritten haben wie Friedrich Nietzsche. Seine Sätze sind Früchte des Schreitens, seine Gedanken die Ernte des Verweilens.

Der Gedenkstein mit Nietzsches Versen steht draußen auf der Halbinsel Chastè welche die nördliche Seehälfte in zwei große Buchten teilt. Ehe Bergwasser mit ihrem Schwemmschutt den Silsersee vom Silvaplanersee trennten, war die Felsengruppe eine eigentliche Insel. Ihren Namen Chastè bekam sie von einem längst verfallenen Kastell (Castelmuro). Heute aber ist sie noch eine Insel der Ruhe, von der wenigstens der lärmende Motor ferngehalten wird. Auch soll keine Hand nach Faltern haschen, und dank dem Naturschutz blühen Königskerze und Thymian, und die Arnika strahlt und duftet aus den Alpenrosenbüschen, daß man bei aller Höhe und Gletschnähe

– der Firm der La Margna strahlt hernieder – bei so viel Würze und satten Farben wahrhaftig an den Süden denkt. Maloja am Süden des Sees spricht ja schon italienisch. Dort oben ruht Giovanni Segantini, der kurz nach Nietzsche ebenfalls das Alpental durchstreifte und dessen Lichtflut auf die Leinwand bannte. Die beiden Künstler starben, ehe das neue Jahrhundert begann, binnen Jahresfrist.

Wir widerstehen der Verlockung, einzelne Gedichte wie z. B. die freien Rhythmen «Am Gletscher» mit Bildern der Landschaft und Nietzsches Visionen in Verbindung zu bringen oder in Versen nachzuspüren, wo Zarathustra das Schrittmaß angibt wie z. B. im Gedichte «Auf hohen Bergen», wo Nietzsche nochmals an jenes abspaltende, gebärende Silser Erlebnis erinnert: Um Mittag war's, «da wurde *eins* zu *zwei*». Man möchte aussinnen, was der silberne Ton der Landschaft und das von Nietzsche gerühmte neue Silser Geläute ihm bedeuteten, ob das Romanische, das ihn umgab und umklang, seine Bereitschaft, sich in provenzalische Verse einzulesen, gesteigert hat. Jedenfalls umströmte ihn deren Lebensfülle wundersam, und von deutschen Versen weiß der Briefwechsel nicht viel mehr als die Lust an Gottfried Kellers just in Nietzsches erstem Engadiner Jahr (1879) entstandenen und veröffentlichten lebenssatten Versen.

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

Waren das nicht die am ehesten dionysisch zu heißenden Zeilen des bürgerlichen Zürcher Dichters? Jedenfalls sprachen sie Nietzsche tiefinnerlich an, ihn, der sonst wenig mehr in Büchern und um so eifriger in der Landschaft las, wobei er Sils die Krone reichte, überstrahlt, durchklungen und überzeugt, «daß Sils-Maria nicht seines Gleichen in der Schweiz hat: wunderliche Mischung des Milden, Großartigen und Geheimnisvollen».

Ferne sei es von uns, die lose aneinander gereihten Bilder in den Rahmen einer Soziologie der Insel-Poeten zu fügen. Zwar bleibt es erstaunlich, daß alle unsere größern Inseln ihren bedeutenden Dichter hatten, der einen, zwei, drei Monate dort lebte und den Aufenthalt gerne ausgedehnt hätte, wenn nicht Tod, Krankheit oder Ausweisungsbeehl das Inselnleben beendigt hätten. Immer waren es Dichter, nie z. B. Wissenschaftler, Unternehmer, Kriegshelden, aber auch nicht

andere Künstler wie Musiker, Maler oder Bildhauer. Wenn es Gegenstücke gibt, so findet man sie am ehesten unter den ebenfalls betrachtenden Menschen, welche aus religiösen Gründen die Stille suchten. Fast alle unsere Beispiele zeigen auch die Dichter auf der Weltflucht, sei es, daß ihnen Häsher nachsetzten, sei es, daß ihre Seele einer Jagd glich oder gar beides. Wir sind zu tief vom Einmaligen jeder Persönlichkeit überzeugt, als daß wir aus unsern Beispielen Regeln ableiten möchten, welche über den einzelnen Fall hinaus gültig sind. Richtig und wichtig bleibt indessen, daß jeder Mensch, der sich schöpferischer Arbeit verpflichtet weiß, seine «Insel» habe, sei sie ihm von der Natur geboten, sei sie ein Bereich der Stille, den er sich selbst geschaffen und gesichert hat. Nicht das betäubende Karussell der Betriebsamkeit erzeugt weiterhelfende Werke, sondern die Einkehr in die wüchsige Stille der Insel. Von den Ufern des großen, festen Landes bringt der Dichter seine Erlebnisse auf sein Eiland. Angesichts der fernen Küsten führt er dort begonnene Gespräche weiter und flicht das Fremde und Eigene zum Werke, das er eines Tages den Mitmenschen zurückbringt, damit auch sie teilhaftig werden des Zusammenspiels von Seele und Welt, von Ich und Wir und von Wirken und Besinnen.

Über weitere Beispiele berichtet Horst Brunner, Die poetische Insel, Inseln und Inselvorstellungen in der deutschen Literatur, Stuttgart, 1967.

inventar

Morgengrauen
auf dem Marktplatz

ein grauer tag
steigt
auf

schwingt über
alten türmen
seine keule
hin
steigt
auf

händler
handeln
leben
aus
der erde
staub

ernst meyrner

advent

Während einer
Autobahnfahrt

fahrt
in die nacht
ein licht
ab und zu
ein wort
das wärmt

das gerippe
der bäume
im nebel

weite –
weite reise
im zuge
der zeit

ernst meyrner

